

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Luschtige Fasenacht

[urn:nbn:de:bsz:31-339454](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339454)

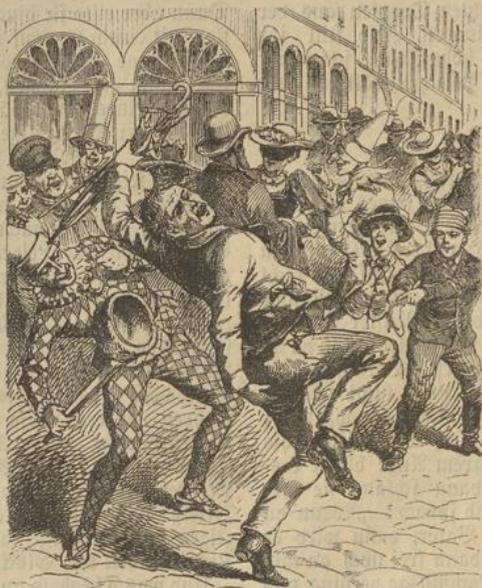
## Zuschüchtige Fasenacht.

(Mit vier Abbildungen).

Wie viele Bauern giebt es heutzutage, welche meinen, nicht leben zu können, wenn sie nicht Sonntags in die Stadt gehen, ein paar Wirtschäften durchbesen, und schließlich erst ans Heimgehen denken, wenn Kropf und Kopf voll sind! Der Hinkende kennt so einige, und hat sich daher auch nicht wenig gefreut, als an der letzten Fasnacht, der Sensesfritz gründlich von dieser Gewohnheit, oder besser Unart, geheilt wurde.

Da sitzt am letzten „Herrefasenacht“ Sonntag, gegen Abend, der Sensesfritz, ein wohlhabender und wohllebender Bauer aus dem Dorfe . . . halt! beinahe hätte mein Stelzfuß einen Faurs-Pas gemacht! Das Dorf thut ja nichts zur Sache . . . also eines schönen Dörchens, bei seiner Marianne an Ofen. Er rauchte träumend seinen Stummel und spuckte gar geschickt gegen das heiße Ofentürchen, das sich jedesmal zischend gegen eine solche Behandlung auflehnte. Es fing schon an zu dunkeln, und noch immer war es still in der Stube. Die Marianne dachte an den Kuhstall, an den reichen Wildertrag, an die Markteinnahme. Da auf einmal steht der Fritz auf, klopft die Pfeife aus und sagt: „Nein! so eine Fasenacht soll der Henker holen! Das halte aus, wer will, ich geh ins „Lämmel,“ vielleicht treffe ich dort Gesellschaft.“ Marianne gähnte und, als sie den Mund wieder schloß, stieß sie zugleich ein langgedehntes „Geh!“ mit heraus.

Unser Fritz zieht sein Wamms an, steckt die Pfeife von neuem in Brand, stülpt sich die Pudelsklapp über die Ohren und schreitet dem Lämmel zu. Hatte er aber gehofft, dort mehr



während dieser ahnungslos lachend dem Treiben zusah, fuhr die Britsche gerade auf den rechten Fleck, daß der Fritz wie elektrifiziert in die Höhe sprang.

Zeitvertreib zu finden, so sah er sich gründlich getäuscht. Um den braunglänzenden Kirschbaumenen Wirtstisch saßen einige Bekannte, die aber nichts weniger als in vergnügter Fasnachtstimmung zu sein schienen: sie redeten gar ernst von den niederen Tabakpreisen, von den vielen erfrorenen Kartoffeln, die selbst das liebe Vieh nicht fressen wolle, von der Hundekälte und dem kleinen Holzhaufen, der noch unterm Schuppen sei, kurz von lauter Dingen, die eher für einen Bußtag als für die Fasnacht stimmten. Der Sensesfritz schlug ein Spielchen vor, um

die Zeit totzuschlagen, doch seine Tischgenossen gingen nicht darauf ein, denn jeder hatte gerade genug mit der Zahlung seiner Zeche, und keiner wollte sich der Gefahr aussetzen, auch die seiner Kameraden mit bezahlen zu müssen. Das stimmte den Fritz noch ärgerlicher, und sein Gesicht nahm den Ausdruck eines richtigen „Stroßburger Murrwabels“ an. Hastig leerte er seinen Schoppen, schlug mit der Faust auf den Tisch und rief: „E Dumberwettel! so eine Fasenacht hab' ich noch nicht erlebt!“ Sprach's, zahlte und entfernte sich.

Brummend kam er heim, denn, um heute noch in die Stadt zu gehen, war es ihm doch zu spät; er warf

ärgerlich die Kleider von sich und schüttelte so heftig die Schuhe von den Füßen, daß sie kollernd auf dem Dielenboden übereinander hinaus purzelten. Nun liegt Fritz im hochaufgeführten warmen Bette, und, trotz der Kälte draußen, zog sein Geist in die Stadt, in der er drei Jahre als Soldat gelegen hatte. Er erinnerte sich der lustigen Zeit, die er dort verlebte, an den Fasnachtstanz, an die schönen Maeken . . . und jetzt gingen seine Gedanken auf den Kasernenhof . . . und jetzt sah er noch den dampfenden Kessel mit der grau braunen

Vinsensuppe . . . und der Dampf wurde immer dichter, der Nebel immer stärker, jetzt senkte er sich auf sein Bett und jetzt hatte er ihn ganz eingehüllt! Fritz war eingeschlafen.

Am andern Morgen weckten ihn die Schritte seiner Frau, die mit ihren Holzschuhen klappernd ab und zugin, und die tägliche Morgenarbeit verrichtete. Mit halbgeöffneten Augen folgte Fritz ihrem Thun, indes sein Geist allerlei Pläne für den heutigen Tag zu reifen suchte. Jetzt nahte sich Marianne dem Bette um die Sonntagsgleider ihres Mannes, die dort auf einem Stuhle lagen, mit den Werktagsgleidern zu vertauschen. Das riß Fritz aus seiner Träumerei. Er öffnete weit die Augen, räusperte sich und sprach: „Laß das, Marianne; ich muß heute in die Stadt.“ Marianne war an Gehorsam gewöhnt und fragte selten nach dem Warum. Sie legte also die Kleider wieder hin, und eilte an den Ofen, aus dem ein lautes Zischen drang, das von der überkochenden Milch herrührte. Eine dicke, stinkende Dampfswolke erfüllte die Stube, so daß Marianne die Fenster und die Thür öffnen, der Fritz aber brummend sich tiefer in die Federn stecken mußte, und ohne den Gedanken an eine lustige Fastnachtsfeier in der Stadt, gewiß tüchtig geschimpft hätte.

Endlich war alles wieder gut, und bald darauf stand der Sensenfritz vor dem kleinen Spiegel, den er an das Fenster gehängt hatte, und zog auf seinen lebernen Hosenträger sein Rasiermesser ab. Nun rauchte das Messer durch die harten Stoppeln seines Gesichtes, wie eine Sense, welche das Rohr eines ausgetrockneten Sumpfes abschneiden muß. Endlich war die Schindarbeit, wie er es nannte, geschehen, und er setzte sich, das Kinn streichend, vor die dampfende Milchsuppe, der er aber die nötige Kraft verließ,

indem er noch ein Glas selbstgebranntes Quetschenwasser darauf goß; dann nahm er Stock und Regenschirm unter den Arm, stülpte seine Pudelmütze über die Ohren und schritt wohlgemut der Stadt zu.

Ja, da wehte schon eine ganz andere Luft ihn an! Mit klingendem Spiele zog gerade das Militär aus, und Fritzens Augen leuchteten hell auf in dem angenehmen Gefühle, jetzt nicht mehr mitmachen zu müssen und sein eigener Herr zu sein. Unwillkürlich befühlte er seinen Geldbeutel und freute sich schon in dem Gedanken an all die

Genüsse, die er heute sich leisten wollte.

Nachdem in der neuen Bierhalle ein Frühschoppengetrunken war, ging es zum Mittagessen in den „Ohsen“. Da gab es Suppe, Rindfleisch, Bratwurst, die aß er nämlich für sein Leben gern, und Rotkraut mit Kartoffeln. Zum Rindfleisch aß er ein Töpfchen Senf leer, und zur Bratwurst trank er einen Liter Alten, der im Ohsen ganz besonders gut wächst.

So weit wäre das Essen nun fertig gewesen, und der Sensenfritz strich sich manierlich mit der rechten Hand über den Bauch, während die linke sich bemühte, den oberen Hosenknoß zu öffnen. Doch was ist auch das beste Essen,

ohne die anregende Zuthat des Getränkes, des braunen Kaffee's! Und wo konnte man ihn besser trinken, als in der Stadt? Der Sensenfritz zündete sich also im Ohsen noch eine Cigarre an, nahm wieder seinen Stock und Regenschirm unter den Arm, und wanderte, den gesättigten Bauch behäbig tragend, dem Kaffeehaus zu. Auf dem Wege dahin sah er die ersten Masken, welche hüpfend und tänzelnd durch die Straßen zogen mit einem großen Gefolge laut lachender Gassenjungen. Nun ist das aber so ein merkwürdiges Ding mit den Masken: die haben, oder vielmehr



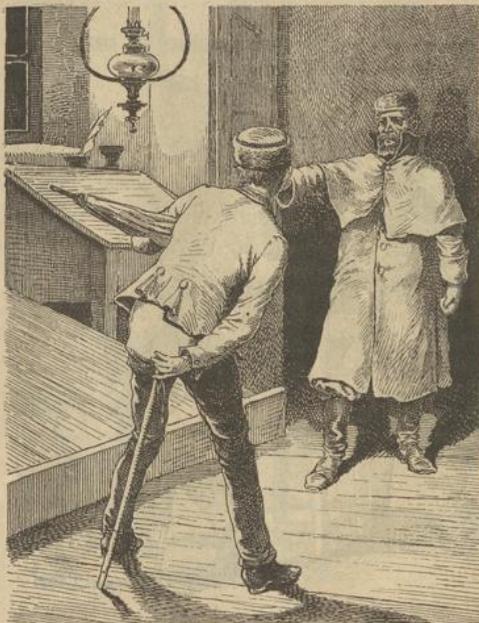
Statt einer Maske, schwärzte man ihm das Gesicht!

nehmen sich in dieser Zeit viel mehr Rechte und Freiheit, als sie sonst haben, und das ist seit uralten Zeiten so gewesen. Warum? Das wird dir, lieber Leser, der Hintende ein anderes Mal erklären. Die Masken, denen der Sensesfrit auf dem Wege zum Kaffeehaus begegnete, nahmen sich auch ein Recht, das sie dem Frit gegenüber wohl mit offenem Gesichte und ohne die Hampelmannssetzen auf dem Leibe, nicht gewagt hätten; der eine der Maskierten trug ein breites, tief eingeschnittenes Holz, eine Pritsche, und wählte den straff in den Hosens angepannten Hinterteil unseres

Sensesfrit, und, während dieser abnungslos lachend dem Treiben zusah, fuhr die Pritsche gerade auf den rechten Fleck, daß der Frit wie elektrifiziert in die Höhe sprang. Der Schlag hatte aber auch geknallt, als wenn er die gute Peitsche mit frischer Treibschnur versehen hätte. „Dich soll doch das Dumberwettel.!“ rief er rot vor Zorn, faßte in die eine Hand den Regenschirm, in die andere den Stoc, und wollte auf den Hanswurst losgehen. Ja, der war aber schon weit, und die Gassenjungen sorgten dafür, daß auf den Schlag auch der gehörige Spott folgte. Schimpfend rettete sich der Frit ins Kaffeehaus.

Es wahrte nicht lange, so ließ die Thür ins Kaffeezimmer ebenfalls einen Schwarm Maskierter ein, denen der Frit, obgleich er sie mißtrauisch anblickte und sein Hinterteil ganz hinten an der Wand auf einen Stuhl rettete, doch ansah, daß sie feiner waren als die vorigen. Er lachte daher auch laut auf bei einigen ihrer Spässen, und zog durch sein Lachen ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sofort umschwärmten sie ihn, warfen ihm Fußhände zu, streichelten ihm die fetten Backen, aber vom Stuhle hätte er sich nicht erhoben. Er bestellte aber ein Tourné

Bier, das die Maskierten mit einem Strohhalm leerschlürften, was wieder unserm Frit viel Freude machte. Das alles war aber nur der Anfang zu den heutigen Vergnügungen. Frit zog nun von Wirtshaus zu Wirtshaus; überall suchte er den Boden der Biergläser trocken zu legen, was er witzig „abticheln“ (abteichen) nannte, dabei wurde sein Kopf immer voller, sein Beutel leerer, sein Geist schwächer und seine Füße schwankender. Als schließlich sogar im „Hähnel“ eine schlantgewachsene, schelmisch neckende maskierte Dirne, die, wie der Hintende



„Do will ich blaiwe!“ antwortete Frit und stülzte sich wieder auf seinen Stoc.

sicher weiß, ein Schmiedegeselle war, ihren festen Arm um den Hals des Frits legte und ihm erlaubte, einen tüchtigen Kuß auf den pappendeckelten Mund, und die rotgefärbten Pappwangen zu drücken, da sprang und tanzte der Sensesfrit in glückseliger Wonne in der Stube umher.

Ob der Kuß auf den Pappdeckelmund, ob der Druck der kräftigen Arme, ob der erwärmende Biergeist, der wie Frühlingssodem in sein Herz zog, nun Schuld daran war, Frit erklärte der Maske plötzlich: „Jetzt geh ich aa mit!“ Mit lauter Freude wurde der Frit unringt, statt einer Maske schwärzte man ihm das Gesicht, und so

solte er als neuermorbener Reichsbürger aus dem innern Afrika's die Fastnacht weiter mitfeiern. Doch weh! das Unglück schreitet schnell. Frit haßte sich mit Springen und Tanzen und Trinken so ab, daß auf einmal die Beine noch wankender wurden, und der Oberkörper, wie der Klöpsel der großen Kirchenglocke, im Takte rechts und links anschlug, und die Masken ihn schließlich mitten auf dem Marktplace stehen ließen und nach allen Seiten hin verschwanden.

Der Sensesfrit nahm seinen Stoc unter dem

Arm, stellte ihn schräg nach hinten als Stütze, und blickte mit starrem Auge gerade auf das Rathhaus zu. Plötzlich überflog ein Lächeln sein schwarzes Gesicht, und ließ zwei Reihe schneeweißer Zähne erblicken. Es war auch gar zu merkwürdig, wie der Fritz dachte; das Rathhaus fing an, sich zu bewegen, und tanzte gar nett vor ihm herüber und hinüber, gerade so wie er es macht, wenn er die Marianne im Arm, die ersten Takte eines lustigen Walzers hört. Dabei tanzte auch ein roter Stern vor seinen Augen, und als er, endlich sich ermannend, den Kopf vorreckte und genauer hinsah, erblickte er die weit geöffnete Thür der Wachtstube, aus der gar einladend das Licht ihm entgegenstrahlte. Ein scharfer Wind zog über den menschenleeren Platz, und suchte jede Naht und jede Oeffnung an Fritzens Kleidern, um ihn aufzurütteln und zum Weitergehen anzustacheln. Plötzlich richtete sich der Sensesfritz gerade auf und schritt auf die Wachtstube zu. — „Gute Dweb!“ rief er lachend dem alten Nachtwächter entgegen, der mit gerunzelter Stirn ihn betrachtete. „Was wollt Ihr denn?“ fragte er kurz, und sein Auge musterte den Sensesfritz, indes ein Lächeln den Mund des Wächters umspielte. „Do

will ich blaieiw!“ antwortete Fritz und stützte sich wieder auf seinen Stock; „do leg' ich mich uff die Britsch bis morge!“ Der Nachtwächter suchte vergebens dem Sensesfritz klar zu machen, daß die Wachtstube nur eine vorübergehende Herberge für Spitzbuben und Lärmmacher sei, es half alles nichts: „Do blaieiw ich!“ sagte unser Fritz und setzte sich ruhig auf das breite hölzerne Mubelbrett.

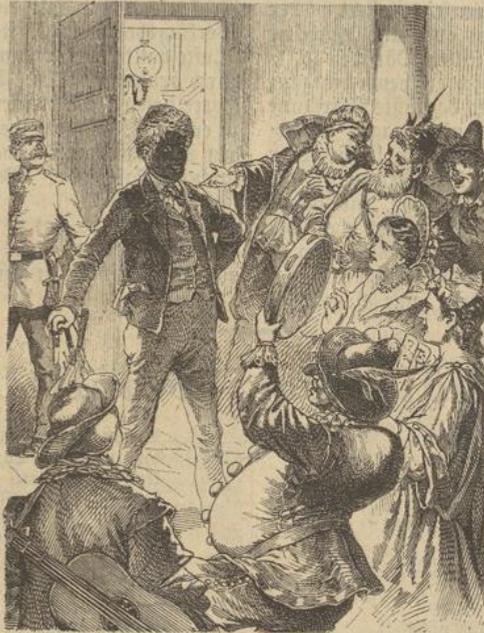
Der Nachtwächter sah, daß er allein mit dem angetrunkenen Bauern nicht auskommen würde. Er ließ ihn daher sitzen und ging hinüber in den

„Apfel,“ wo gerade die Turner ein großes Fastnachtstfest mit üblichem Tangel-Tangel und Narrenpoffen feierten, und zu denen der Polizeidiener auch gehörte. Dieser machte natürlich kurzen Prozeß, und gleich darauf flog unser Fritz zur Wachtstube wieder heraus. Doch das konnte ihm seine gute Laune nicht rauben. Er lächelte verschmüht den Polizeidiener an, stetschte die weißen Zähne gegen den Nachtwächter, und stellte sich hinter die beiden, die noch eifrig mit einander rebeten. Als der Polizeidiener sich entfernte und den Sensesfritz noch aufforderte,

nach Hause zu gehen, nickte dieser grinsend ihm zu, und ging geraden Weges — nach Hause? — ach nein, direkt hinter dem Polizeidiener drein.

Dieser war wieder zur Gesellschaft zurückgekehrt und erzählte eben lachend das Abenteuer auf der Wachtstube, als die Thür weit aufschloß, und der schwarze Sensesfritz mit Stock und Schirm im Saale erschien. „Do bin ich!“ rief er der laut auflachenden Gesellschaft zu. Da kam aber ein merkwürdiges Leben in die Turner. „Hurrah! jetzt heran!“ rief man ihm von allen Seiten zu. Der Fritz aber rührte sich nicht. Er stetschte wieder die weißen Zähne, riß die Augen weit auf und streckte den Anwesenden

seine dicke, rote fleischige Zunge weit heraus. Erst als ein lustiger Bruder Turner ihn am Arm faßte und der Gesellschaft als ein eben aus Kamerun zugereister Reichsbruder und Negerturnwart vorstellte, da rechte sich Fritz hoch auf, und fing gar zierlich an, im Kreise zu tanzen. Dann ging er mit dem Turnerbruder in ein Nebenzimmer, zog die graugrünen Tuchhosen verkehrt an, ließ sich die Wangen und die Nase mit Zinnober schön rot färben und erschien nun wieder, um der Gesellschaft zu zeigen, was er könne. Der arme



„Do bin ich!“ rief er der laut auflachenden Gesellschaft zu.

Fritz hatte keine Ahnung, daß der übermüthige Turner auch sein Hinterteil dick mit Zinnober bestrichen hatte, und daß dieses nun aussah, wie das Gefäße gewisser großen Affen, die man häufig in Tierburden schauen kann. Jetzt erreichte die Ausgelassenheit ihren Höhepunkt, bis endlich ein weichherziger Turner sich des Aermsten erbarmte, ihn sich im Nebenzimmer wieder richtig ankleiden ließ, und dann mit samt den Kleidern auf ein Bett brachte, wo Fritz bald in einen tiefen Schlaf verfiel, aus dem er mit schwerem, schmerzndem Kopfe früh morgens erwachte. Doch das kalte Wasser, das er in reichlichem Maße verwenden mußte, um sein Gesicht wieder weiß zu waschen, that ihm gut, und beschämt zog er von dannen seinem stillen Dörfchen zu.

„Aber, Fritz, wo blaibsch du denn die ganz Nacht?“ mit diesen Worten begrüßte Marianne den Heimkehrenden, der es nicht wagte, sie anzusehen. „Wo werr ich gebliewe sein!“ sprach er unsicher. „In der Stadt, im Turnverein, die haben mich halt nicht fort gelassen, die haben eine lustigste Fasenacht gefeiert! Jetzt aber hole mir meine Werktagskleider, und loche eine dicke Mehlsuppe, hernoch will ich dir erzähle!“

Marianne ging, indes Fritz seine Sonntags-

kleider ablegte. „Ach, Herrjeh, Fritz!“ rief erschrocken Marianne, als sie wieder in die Stube trat, und das rote Hemd und die roten Beine ihres Mannes sah; „Fritz, was hast du denn gemacht! Du bist ja ganz blutig!“ Erschrocken blickte Fritz auf seine Hosen und auf seine Beine, welche denen des Storches glichen, der im Sommer so stolz draußen auf der Wiese auf- und ab schritt. Und ebenso rot wurde auch sein Gesicht, als er jetzt mit unsicherer Stimme antwortete: „Jeh, Gjel, hab mich gestern Dwebs in rote Farbe geseht!“ Kaum aber hatte die beruhigte Marianne die Stube verlassen, als der Sensenfritz, der mit einem Bein schon in den Werktagshosen stach, sich hoch aufrichtete, die Fäuste ballte und grimmig zwischen den Zähnen durch brummte: „Ae Dunderwetter soll euch Herre holen! Mit keinem Schritt mehr geh ich zu euch in die Stadt, meiner Lebtag kriegen ehr den Sensenfritz nicht mehr dran! Das isch e lustigste Fasenacht! Wenn's nur niemand erfahren thut!“

Der Hintende hat es aber doch erfahren und hat gleich gesagt: „das muß zur Warnung für alle Stadtlustigen in den Kalender.“ J. W.

## Elßässisches Weinlied.

Maienlust und Sommerlang  
Schwanden gar geschwinde.  
Seinen wirren Totentanz  
Hält das Laub im Winde.  
Vleischend muß das letzte Grün  
Sich im Frost entfärben.  
Spätlingsrosen, die noch blühn,  
Müssen jäh erstierben.

Dennoch findet ihr mich nicht  
Auf dem Schmerzensbänklein.  
Vor mir sonnenklar und licht  
Blinkt ein Zaubertränklein.  
Auf den Hügel'n ist's gereift,  
Heimlich und verborgen;  
Wer zu diesen Tropfen greift,  
Dannnt Verdruß und Sorgen.

Alle kennt ihr wohl das Raß,  
Das Millionen preisen;  
Gährend im bereiften Faß  
Liegt es, „Wein“ geheisen.  
Mancher, der einft matt und krank  
Im Gemüt gewesen,  
Ist bei diesem Wundertrank  
Ganz und gar genesen.

Manches reiche Gnadenjahr  
Hat gefüllt die Tonnen,  
Und der muntern Zecherschar  
Blühen manche Wonnen.  
Manche düstre Träumerei  
Muß in nichts entschweben,  
Wo man froh beim Trinktunnei  
Thut die Becher heben.

Auch in unsern Gauen wächst  
Manches edle Tröpflein,  
Das mit seinem Duft behert  
Schon so manches Köpflin. —  
Einer rühmt den „Malvasier“,  
Einer den „Tokaier“;  
Aber ich, ich lobe mir  
„Den von Reichenweier“.

Nimm, o Himmel, wohl in Hut  
Unser Land, das teure,  
Daß in deiner Segensflut  
Stets es sich erneure!  
Laß es blühen und gedeihn!  
Schirme seine Saaten!  
Doch vor all'm laß den Wein  
Immerdar geraten!

Christian Schmitt.